



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagbuch.

I.

Aus Leipzig.

Mess-Freuden und Leiden. — Der 18. October. — Kühne's „Europa.“ — Unterhaltungen auf dem Museum. — Zeitungs-Concessionen in Kriegsjahren. — Der erste Siegesbericht und Dr. Becker.

Die Michaelismesse ist überstanden und die Leipziger rücken in ihre Winterquartiere. Dies ist buchstäblich zu nehmen. Beim Herannahen der Messfremden verläßt halb Leipzig seine Quartiere, wie beim Herannahen einer feindlichen Armee. Man zieht in die kleinen Hinterstübchen, auf den Boden, in den Keller. Die großen Familienwohnungen werden geräumt und die fremden Heerschaaren schlagen ihre Zelte darin auf, zünden ihre Wachtfeuer darin an. Das trauliche Familienzimmer, das ein kaum eingeseignetes junges Ehepaar zum stillen Hochzeitsstempel eingeweiht, wird schnell wieder geräumt, um einem Lederfabrikanten oder Pelzhändler Platz für seine Waaren zu machen, die geheiligte Stube, wo eine junge Mutter so eben ihre ersten Mutterfreuden gefeiert, wird zu einem Magazin für Schweineborsten und Quincailleries, in der bequemen Kammer, wo der blinde Großvater die letzten Lebensjahre an den gewohnten Wänden herumtappt, hat ein Pariser Friseur seine Haartouren und Pomade de Lion feil. Alles ist vermietet, umgestürzt, entweiht. Die Hälfte der Leipziger Einwohner wohnt unter der Bedingung, daß sie zwei volle Monate nicht wohnen darf. Ist ein solcher Feldlager-Monat endlich vorüber, ziehen die feindlichen Heereschaaren endlich fort, so kriechen die Einheimischen aus ihren Löchern hervor, in welchen sie sich die trübe Zeit über verborgen hielten, betrachten die Zerstörung, die Risse in Dielen, Mauern und Tapeten mit traurigen Blicken, und haben dabei nur den einzigen Trost, daß der Feind nicht sie geplündert, sondern umgekehrt, daß sie den Feind gebrandschatzt haben und er ihnen jeden Riß in der Wand und jedes Loch in der Thüre mit schwerem Gelde bezahlen mußte.

Es war ein sinniger Zufall in diesem Jahre, daß der letzte Messstag am 17. October war und der erste Befreiungstag auf den 18. October fiel, auf den Tag, wo bei Leipzig die große Völker- und Befreiungs-

schlacht geschlagen wurde. Dieser für Leipzig so denkwürdige Tag, der in vielen deutschen Städten noch immer mit einigem Pomp gefeiert wird, geht hier aus bekannten historischen Motiven lautlos vorüber. Der Sachse ist ein eifriger Royalist, und wie sollte er den Tag feiern, an welchem sein früherer König zum Gefangenen gemacht wurde, der Tag, der die Quelle ward, durch welche der Staat auf seinen jetzigen bescheidenen Umfang reducirt wurde. Es scheint fast unmöglich, über die Leipziger Schlacht noch etwas Neues zu sagen, doch hat Kühne in seiner „Europa“, die unter der neuen Leitung durch Eifer und Ernst rasch wieder einzubringen weiß, was ihr früherer Pfleger vernachlässigt, einen sehr interessanten Aufsatz gebracht: „Auf den Schlachtfeldern von Leipzig“, worin piquante Parallelen zwischen der Dilly-Schlacht im Jahre 1631 und der großen Napoleonschlacht von 1813 geschildert werden. Auf dem Museum, wo man Abends im traulichen Gespräche zusammensitzt, hat dieser Aufsatz Anregung zu manchen interessanten Detaillirungen gegeben. Einer der ältesten Literaten Leipzigs, der Dr. Becker, rehabilitirte sich als den Verfasser des allerersten Berichtes über die Leipziger Schlacht, der am 20. October 1813 in den von Brockhaus damals herausgegebenen deutschen Blättern erschienen ist und in Hunderttausenden von Abdrücken durch die Welt flog. Der alte Brockhaus hatte zu jener Zeit noch in Altenburg sein Domicil und die „Deutschen Blätter“ waren erst acht Tage vor der Schlacht concessionirt worden. Die Oesterreicher hatten damals ihr Hauptquartier in Altenburg und die Concession, die Brockhaus für sein Blatt erhielt, war in folgenden originellen und lakonischen Ausdrücken abgefaßt: „Dem F. A. Brockhaus wird hiermit befohlen, ein Blatt herauszugeben.“ Unterz. Stadion. Wie sich die Zeiten ändern! Heute wird einem Buchhändler höchstens befohlen, sein Blatt eingehen zu lassen. Ein Befehl, ein Blatt erscheinen zu lassen, ist jetzt sicher nicht zu befürchten und hatte wohl damals auch seine ganz speciellen Motive. Entweder hatte der alte vorsichtige Brockhaus, der nicht wissen konnte, wohin morgen oder übermorgen der Sieg sich wenden würde, einen Befehl sich erbeten, um für alle eintretenden Eventualitäten ohne Verantwortlichkeit dazustehen, oder man hat im Hauptquartier das Bedürfniß gefühlt, ein Organ für deutsche Interessen in der Nähe zu haben und hat in kurzem militairischen Styl die Zeitung requirirt, wie Heu und Vorspann. Die „Deutschen Blätter“ erschienen bis zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse, wo man in einem andern Hauptquartier derlei papierene Truppen mit andern Augen betrachtete und entgegenge setzte Befehle ertheilte. *Tempora mutantur!*

In jenen deutschen Blättern erschien nun am Tage nach der Schlacht der „Erste Bericht über den großen Sieg bei Leipzig“ — ein Blatt, das noch heute in vielen Bibliotheken als ein denkwürdiges Document aufbewahrt wird und das, wie uns der Verfasser des Buchs „St. Petersburg im Krankenleben“ erzählte, er selbst in der großen Petersburger Bibliothek in Sammt eingebunden gesehen hat. Wohl wenige Personen mögen jedoch wissen, daß der Literat, aus dessen Feder ganz Deutschland damals die erste Schilderung über die glorreiche Völkerschlacht, die es

von den Franzosen befreite, erhalten hat, derselbe Dr. Becker ist, dessen „Rathgeber bei und nach dem Weischlaf“ und ähnliche Schriften vielleicht nicht mindere Verbreitung unter den lieben deutschen Landsleuten gefunden haben, als jenes Franzosenbefreiungs-Bulletin vom 19. October. Hr. Dr. Becker lebt jetzt behaglich von den Früchten seines publicistischen und medicinischen Fleißes als reicher Rentier in der Stadt, vor welcher Napoleon seinen großen Sturz erlitten. AA

II.

Aus Wien.

I.

Stagnation. — Der Prinz von Preußen. — Der Erzherzog Palatin. — Zur Charakteristik dieses Staatsmannes.

Seit sehr lange war für uns keine so thatenleere, ereignißfaule Zeit, wie es die letzten Wochen gewesen, die Langeweile, die Unlust, die Nichtigkeit alles Geschehens schien so recht in der Luft zu liegen, es war ein Uebergang vom Sommer zum Herbst, eine Abspannung, wie zwischen einer Fieberkrankheit und dem endlichen normalen Zustand. Seit einigen Tagen aber beginnt es wieder bei uns etwas lebendiger zu werden, die Zugvögel vom Lande und von den Reisen kehren zurück, die großen Manöuvres und die Anwesenheit der fremden fürstlichen Gäste an unserm Hofe haben in mancher Hinsicht die früheren Ruhewochen einbringen wollen. Die Anwesenheit des Prinzen von Preußen, des Großfürsten Michael, gab zu verschiedenen Hoffesten Veranlassung, welche aber vielleicht noch häufiger gewesen wären, wenn nicht die Krankheit der Großfürstin Maria einen so äußerst drohenden Charakter angenommen hätte. Als einen charakteristischen Zug erwähne ich, daß der Prinz von Preußen sich während seines ganzen hiesigen Aufenthaltes täglich sämtliche hiesige Blätter zuschicken ließ, eine Aufmerksamkeit, welche der lieben Wiener Journalistik noch von keinem fremden, hier durchreisenden Prinzen erwiesen wurde. Der Prinz, der als Inspicient Preußens für unsern Bundescontingent hier war, soll sich über die österreichischen Truppen außerordentlich anerkennend ausgesprochen haben — immerhin für uns sehr schmeichelhaft, aber mit welchen Ausgaben wird alljährlich ein solches höchstes Wohlgefallen bezahlt! Und am Ende macht unser Inspicient nicht dieselben Nebenarten bei Preußen, und all' den andern größern und kleinern Stätchen!

Seit einigen Tagen wendet sich die Aufmerksamkeit von hier zum großen Theil nach Ungarn, denn hier scheinen sich in der nächsten Zeit mehrere für die Monarchie äußerst wichtige Dinge vorzubereiten. Während man im ganzen Lande Vorbereitungen zum 50 jährigen Jubiläumsfeste des Palatins machte — der Jubiläumstag war eigentlich schon im März dieses Jahres gewesen, das Fest aber auf den Wunsch des greisen

Fürsten bis nach vollbrachter Ernte hinausgeschoben worden — circulirten bereits seit einigen Wochen schwankende Gerüchte von seinem Unwohlsein, welche aber, so lange er sich auf seinem Landsitze befand, keine officiële Bestätigung fanden. Vor einigen Tagen endlich liefen die beunruhigendsten Gerüchte einer sehr weit vorgeschrittenen, und bei dem hohen Alter des Kranken gefährlichen Unterleibskrankheit (Miserere) hier ein, und die ausgegebenen Bülletins des ersten und zweiten Tages waren auch nicht geeignet, die Besorgnisse zu zerstreuen. Am 13. waren die Bülletins noch immer beunruhigend genug, um die ernstlichsten Befürchtungen zu hegen, wenn auch momentan auf einige Stunden eine kleine vorübergehende Besserung eintrat. Der greise Erzherzog Karl eilte mit seinem Sohne Wilhelm nach Ofen, und auch Erzherzog Stephan, nach welchem ein Courier geschickt wurde, eilte, nur mit Aufenthalt von wenigen Stunden hier, nach Ofen. Das Wiedersehen zwischen den beiden greisen Brüdern, zwischen Vater und Sohn soll ein erschütterndes gewesen sein, um so mehr, wenn man bedenkt, daß dieses traurige Ereigniß grade in eine Zeit fällt, wo das ganze Land die glänzendsten Vorbereitungen zu der so seltenen funfzigjährigen Jubiläumsfeier macht. Im Volke geht die Sage, daß der Palatin deswegen die Feier seines Jubiläums im Frühlinge verschoben, weil in der kaiserlichen Familie der Glaube herrsche, daß kein Mitglied ein Jubiläum lange überlebe. Die Sache ist eigentlich ganz natürlich, denn wenn man 50 Jahre ein Amt begleitet, muß man doch zum Geringsten nahe an siebzig sein — das Volk aber erinnert sich an den baldigen Tod des Kaiser Franz nach seiner Jubiläumsfeier, und läßt sich den Glauben an seinen Aberglauben nicht nehmen. — Für die ungarischen Verhältnisse wird aber der Tod des Palatins von vielbedeutender Wichtigkeit. Bis jetzt war er der einzige Mann im Lande, der noch dazu umstrahlt von dem Nimbus seiner hohen persönlichen Stellung, seiner Geschäftserfahrung und wirklichen politischen Milde — man verwechsle diese aber ja nicht mit Liberalismus — über alle Parteien im Lande stand, er war der einzige Mann, in welchem sich Alle vereinigten, der einzige Mann, von welchem Conservative sowohl als Liberale, jene ein um so leichteres Eingehen in ihre Wünsche, diese ein um so nachgiebigeres Fördern ihrer Hoffnungen erwarteten, und manchmal in der That befriedigt sahen. An den Palatin Erzherzog Joseph knüpfen sich die bedeutungsvollsten Momente der neuern Geschichte Ungarns, er überkam das Land noch halb im Traumschlaf der Civilisation liegend, und sah es unter seinen Augen, unter seinen Händen zu einer politischen Wichtigkeit im österreichischen Staatenleben aufblühen, wie man es von Ungarn so schnell nie gehofft und vielleicht auch nicht erwartet. Unter seinen Augen gingen die großen Landtagskämpfe der Jahre 1825, 1836, 1840 u. 1844 vor. Bei den wichtigsten Reformen wird sein Name genannt, und immer war es seine so schwierige, aber auch glänzend gelöste Aufgabe, den Eifer der einen Partei zu zügeln, die Starrheit der andern zu mildern. Deswegen vereinigten auch alle Parteien sich in der Verehrung für ihn, und es wird seinem Nachfolger unendlich schwer werden, diesen stillen aber wichtigen Einfluß auf

alle Parteien zu erringen, wie es bei ihm der Fall war. Man mußte ihn nur oft in der stürmischsten Sitzung der Magnatentafel mit seiner eisernen Ruhe dastehen sehen, wie er leicht mit dem Bleistifte zwischen den Fingern spielte, und nur im geeignetsten Momente ein paar Worte dazwischen warf, welche theils der überfluthenden Discussion eine andere Wendung gaben, theils die stürmischen Gemüther ganz eigenthümlich beschwichtigte. Es kam nur einige wenige Male vor, daß er die Sitzung während des Sturmes verließ, und da waren es dann weniger die Fragen der allgemeinen Landes-Politik, welche ihn zum Rückzuge bewogen, als ein manchmal, wenn auch selten vorkommendes Eingehen auf persönliche Verhältnisse, welche von der Politik weit abliegen. Die Ungarn, mögen sie in ihrem Stolze und ihrem Ausschließungswesen auch zu weit gehen, doch immer hochherziges, ritterliches Volk, erkannten sehr wohl die schwierige Stellung, welche der Palatin, vorzüglich in den letzten Jahren, zwischen dem unaufhaltsam vorwärts strebenden Lande und dem Hofe in Wien habe, und suchten die bitteren Stunden, welche der alte Mann oft genug haben mochte, ihm durch die treueste Anhänglichkeit zu vergelten. Zu dieser Anhänglichkeit trug aber noch viel die schlichte Einfachheit seines Privatlebens, sein Jedem bekannter unermüdblicher Fleiß bei, man ehrte in ihm nicht allein den Fürsten, sondern den zuverlässigen, graden schlichten Mann, den unermüdblich thätigen Beamten. Er verstand aber bei aller Schlichtheit es doch vortrefflich, dem gemeinen großen Haufen der Ungarn, die von einem Fürsten noch etwas asiatische Begriffe haben, zu imponiren, und wer seine glänzende, an den Orient erinnernde Jubiläumsfeier als Graf der Tazygen und Cumanen sah, mußte sich am deutlichsten davon überzeugen. Obgleich unter seiner Verwaltung die wichtigsten Reformen in Ungarn vorgenommen wurden, obgleich es eben in den letzten funfzehn Jahren sowohl auf der Bahn des Liberalismus, als der des materiellen Fortschritts am meisten geeilt, so wird man ihn bei alledem, was er geschehen ließ, ich sage ausdrücklich: geschehen ließ, doch nicht zu den Liberalen zählen dürfen. Der Erzherzog Palatin ist im alten System erzogen, und sah in der Befolgung und weiteren Entwicklung dieses Systems die anderen österreichischen Länder materiell zunehmen, er war also in Ungarn so weit liberal, als er es in diesem Lande des Fortschrittes sein mußte, als sich dieser Liberalismus aus einer Verbindung alter und neuer Ideen zusammensetzen ließ. Deswegen gab er wohl manchen Forderungen der Opposition nach, aber er selbst ließ sie nie sich gegenüber zu stark aufbäumen, er trat dann als Oesterreicher, als Prinz, als Palatin auf und setzte mit seiner eisernen Ruhe die Sache durch. Diese Mischung des Charakters machte ihn aber auch am tauglichsten zum Vermittler zwischen dem Land und dem Hofe, und machte grade seine Persönlichkeit so wichtig und in der nächsten Zukunft vielleicht unersetzbar. Denn jetzt wirft man natürlich die Frage auf: wer wird nach dem Hinscheiden des Palatins diesen wichtigen, einflussreichen und vielleicht schon in nächster Zukunft schwer in die Waagschale der österreichischen Politik fallenden Posten bekleiden? Die eigenthümliche Stellung, welche Ungarn sowohl im österreichischen Ländercomplexus, als im österreichischen Staatsleben, als auch

den Ungarn im Osten und Süden angrenzenden Ländern und Staaten gegenüber einnimmt, wird von Tag zu Tag nicht allein wichtiger, sondern auch schwieriger, die Kämpfe des deutschen und slavischen Elements mit dem Magyarischen drohen immer leidenschaftlicher hervorzubrechen, und wenn auch die Deutschen sowohl in Ungarn als in Siebenbürgen vielleicht deswegen weniger Energie entwickeln, weil sie sich auf eine deutsche Regierung glauben stützen zu können, so ist das slavische Element ein um so drohenderes Gespenst, als man jetzt auch jeden Tag eine Schilderhebung der angrenzenden südlichen slavischen Stämme, der Bosnier, erwarten muß und das freie und herrlich aufblühende Serbien die stärksten Sympathien im Süden Ungarns, in Croatien, Slavonien und Dalmatien hat. Es wird eine Zeit kommen, und sie ist nicht mehr fern, wo die Regierung offen wird entscheiden müssen, welchem der drei großen Stämme in Ungarn sie sich entschieden zuwenden will, und die Wahl wird nicht ohne innern geheimen Krampf geschehen, weil jeder dieser drei großen Stämme — der magyarische, slavische, deutsche — eine andere Politik, eine andere Richtung verfolgt. Welch' ein Mann muß dann als Palatin an der Spitze der ungarischen Angelegenheiten stehen, um zwischen allen diesen Parteien sich groß und einflußreich zu behaupten! — C. C. C.

2.

Graf Tige. — Deffentlichkeit bei Militairurtheilen. — Die niedern Beamten. — Gefängnißwirthschaft. — Vorfälle in Bruck. — Die „Gauklerin“.

Sie haben vor einem Jahre die schmäbliche Geschichte mit dem Grafen Tige, Feldmarschall-Lieutenant und ehemaligen Dienst-Kammerer des Kaisers gemeldet, der einem Offizier, der ihm eine Cautionssumme von 8000 Fl. C.-M. übergeben, solche ableugnete und diese Lüge durch einen falschen Schwur bekräftigte — an diesem Manne wurde nun vor einigen Tagen das Urtheil auf Cassation kriegsgerichtlich vollstreckt, wobei, da es bei offenen Thüren geschah, viele Zuschauer vom Civil sich eingefunden hatten, und die Sache war eine Stunde darauf in der ganzen Stadt verbreitet. Daß man diesem gemeinen Verbrecher, der, wenn er vom Civil und nicht vom hohen Adel wäre, auf mehrere Jahre in's Zuchthaus gewandert wäre, nur seine militairische Charge und seinen Orden nahm, warum man ihm die Festungsstrafe erließ, sogar noch eine Pension von 1500 Fl. C.-M. — freilich dem Namen nach seiner Frau — gab, darüber wollen wir nicht streiten. Doch kann ich Ihnen mit Bestimmtheit versichern, daß, wenn nicht der Commandirende von Niederösterreich, der Erzherzog Albrecht, auf eclatante Bestrafung gedrungen hätte, sich die Urtheils-Vollstreckung noch Gott weiß wie lange hinausgezogen hätte. Die Strenge und die Art der Ausführung des Urtheils mit dieser Art von Deffentlichkeit haben bei dem hiesigen Publicum einen sehr guten Eindruck gemacht, interessant ist es aber dabei zu bemerken, wie sich die Volksstimme über den ganzen Vorfall ausspricht. Ich muß gestehen, es wäre für manche Civilbranche sehr heilsam, wenn man einem oder dem

ändern Beamten ein ähnliches Exempel statuiren könnte; aber es ist merkwürdig, wie bei den Civilbranchen Einer dem Andern aushilft; gar mancher kleine Beamte verdiente eine verhältnißmäßig nicht geringere Strafe, als dieser General, aber trotz aller Beweise, die man oft gegen ein solches Subject in Händen hat, ist es nur in den seltensten Fällen möglich, einen kleinen Beamten zur Verantwortung zu ziehen. Der niedere Beamtenstand hängt, überzeugt von seiner allgemeinen Corruption, so fest zusammen, daß immer Einer von dem Andern geschützt und vertheidigt wird.

Dieser Tage gab es hier eine kleine Revolution im Correctionshause, die nur, nachdem zwei Compagnien Grenadiere in das Haus gedrungen waren, gedämpft werden konnte. Und werden Sie es glauben, daß die Revolution, wenn wir den Lärm so nennen wollen, meist durch die Philanthropie des Hausverwalters entstand? Ein Sträfling beklagte sich über eine zu kleine Brodportion und wiegelte die andern zu einigen Widerseßlichkeiten auf. Er wurde ergriffen und sollte körperlich gezüchtigt werden, da übernahm es der Verwalter, statt sogleich Strenge anzuwenden, durch mildes Zureden die Unruhe beizulegen. Am nächsten Abend aber begann der Lärm wieder, und zwar gaben diesmal die Weiber das Signal. Nachdem sie alle Fenster im ganzen Hause, die Tische, Stühle und Bänke zertrümmert, zerrissen sie die Betten und verbarrikadirten sich mit den Trümmern und den Strohsäcken in den Zimmern, worauf sie laut Spottlieder zu singen begannen. Als die Grenadiere eindrangten, dauerte es ziemlich lange, bevor sie diese Bestien in Menschengestalt bewältigen konnten, und aus der ungeheuern Anzahl von fast 2000 Sträflingen wurden im Ganzen gegen 40 zur Bestrafung herausgehoben. Wenn man auch gestehen muß, daß eine ihrer Klagen wegen verschlechterter Kost im Verhältniß zum Zuchthause nicht ganz ohne Grund ist, so darf man sich doch nicht von falscher Philanthropie hinreißen lassen, und muß nur bedenken, daß das Correctionshaus den größten Auswurf enthält, während das Zuchthaus nicht selten der Aufenthalt manches Verirrten ist, den ein unglücklicher Moment so weit gebracht, und daß in das Correctionshaus meist Jene kommen, welche bereits mehrmals den Cursus durch andere Gefängnisse durchgemacht. Daß aber unser ganzes Gefängnißwesen einer Reform entgegenseufzt, weiß hier Jeder, und es ist hoffentlich der Zeitpunkt nicht mehr fern, wo man dies durch die That beweist.

Die Brucker Eisenbahn hatte vor einigen Tagen auch eine schöne Ueberraschung. Der Brucker Bahnhof befindet sich nämlich schon auf ungarischem Gebiet und die Zollamtshandlung wurde im Bahnhose vorgenommen. Als nun mehrere Comitate gegen die Anwesenheit österreichischer Zollbeamten auf ungarischem Gebiete protestirten, machte man in Bruck kurzen Prozeß, jagte die Beamten auf österreichisches Gebiet und sperrete den Bahnhof. Die Züge fahren also nur bis zur Drehscheibe. Es ist dabei zu bemerken, daß die Eisenbahn-Verwaltung sowohl als die Hofkammer früher bei der ungarischen Hofkanzlei um Bewilligung der Verlegung der Zolllinie bis in den Bahnhof angefragt und bejahende Antwort erhalten hatten. Das Comitats schien aber davon nichts

wissen zu wollen: ein Beitrag zur Geschichte der Autonomie der Comitats in Ungarn.

Gestern, 16. Oct., ist im Burgtheater ein Drama von Ernst Ritter, „Die Gauklerin“ (nach einem Roman von Heinrich König) total und mit Recht durchgefallen. — a —

III.

Aus Frankfurt a. M.

Die Verhandlungen über Pönitentiarreform. — Urtheile über den Germanistencongrèß.

Sie sehen aus der Allgemeinen Zeitung, welche heftige Nachwirkungen die Ende Septembers hier stattgehabten Verhandlungen über Pönitentiarreform in Frankfurt hervorrufen. Weil diese Verhandlungen, die das große Verdienst hatten, die Aufmerksamkeit des gesammten Publicums auf einen für die Menschheit so wichtigen Gegenstand zu lenken, auf Anregung des Dr. med. Varentrapp hier selbst stattgefunden haben, so ist dies Jemandem Grundes genug gewesen, diese Gelegenheit zu einem heftigen persönlichen Angriff auf den Genannten zu benutzen. Hierin können wir nur eine Frankfurter Privatfeindschaft erblicken, die mit der Sache selbst nichts zu thun hat; im Uebrigen halten wir es für verdienstlich, daß ein öffentliches Organ, wie die Allgem. Zeitung, das Audiatur et altera pars in dieser hochwichtigen Frage so rasch befolgt hat. Im Allgemeinen wollen Sie mir folgende Bemerkungen erlauben. Anhänger und Gegner des pennsylvanischen Systems kommen darin überein, daß das Gefängnißwesen, wie es bisher bestand, nicht länger bestehen kann, daß es nach dem Ausdruck eines der hiesigen Redner eine Schande für die Menschheit („une disgrâce à l'humanité“) ist. Es bedarf also einer radicalen Umgestaltung, und diese wollen die Einen durch Einführung des Zellenystems, der strengsten Einzelhaft, hervorrufen. Wie schwierig eine zweckmäßige Durchführung dieses Systems sein würde, das ging unstreitig aus den Debatten der hier versammelten, für ihren Gegenstand begeisterten Vertreter desselben selbst hervor, und ihnen scheint im Allgemeinen entgegnet werden zu müssen: „Das Gefängnißwesen, wie es besteht, ist schlecht und darf und kann nicht so fortbestehen; darin stimmen wir mit Euch überein. Aber Ihr werdet nichts für die Menschheit gewinnen und uns nur aus dem Regen in die Traufe oder wenigstens aus dem Regen in den Regen führen, wenn Ihr an die Stelle eines mechanischen Systems ein anderes setzen wollt. Es thut noth, daß die Behandlung der Gefangenen ein Gegenstand der Humanität, ein Gegenstand werde, dem diese ihren Eifer und ihre Sorgfalt zuwenden. Dieses Eifers, dieser Sorgfalt will man sich oder wird man sich aber bei einem unterschiedslos angewandten System überheben. Ein bloßes neues System in der Behandlung der Gefangenen wird so große Uebelstände mit

sich führen, als das oder die alten. Was uns noth thut, ist, daß die verschiedenen Systeme neben einander bestehen, daß durch die Anwendung aller oder mehrerer der menschlichen Fürsorge Raum gelassen werde. Je nach dem Alter, je nach dem Verbrechen und Vergehen der Gefangenen möge sich die Art ihrer Haft richten, es möge die Bestimmung der letztern selbst einen Theil des Straferkenntnisses ausmachen, die Art der Haft möge je nach den Umständen, ja je nach den Wünschen der Gefangenen bestimmt werden und wechseln u. u., nur glaube man nicht durch ein System, durch eine einförmige Behandlung Aller, eine wirkliche Verbesserung des Gefängnißwesens zu erreichen.“ Sehr gut ist es, daß diese wichtige Frage als eine Angelegenheit der Menschheit, nicht als eine Parteifrage behandelt wird. Einer der bedeutendsten hiesigen Liberalen, Advocat Reinganum, ist entschieden gegen das pennsylvanische System, dagegen sprach sich der badische Abgeordnete Welcker mit einer Härte für dasselbe aus, die davon abschrecken mußte und auch sogleich den Widerspruch Obermaier's hervorrief. Sehr eindringlich wurde von Mittermaier auf die bisherige Beschaffenheit der Gefängnisse hingewiesen, die Löcher geheißten hätten und gewesen seien. Für Alles habe man Geld gehabt, für die unnöthigsten Luxusbauten, nur nicht für die Gefängnisse. Auch in diesem Ausspruch lag, daß nicht in einem ausschließlichen neuen System, sondern in einer größern dem Gefängnißwesen zuzuwendenden Sorgfalt die Reform desselben zu suchen und zu finden sei. Was Mittermaier's Bemerkung betrifft, so soll, um ein nahe liegendes Beispiel zu berühren, der nach dem Berichte Aller, die ihn sahen, so höchst traurige Gesundheitszustand des Professors Jordan hauptsächlich von der Beschaffenheit seines Kerkers herrühren, der so feucht gewesen sei, daß er täglich ein Maß Wasser ausgedünstet habe.

Die Germanistenversammlung rief hier, wie aus allen Zeitungen zu ersehen war, einen Enthusiasmus hervor, von dem man nicht weiß, ob er zu loben oder zu tadeln ist. Wenigstens sind die Urtheile in Frankfurt sehr verschieden. Die Einen sagen: „Nur in einer freien Stadt, wo man keine polizeiliche Bevormundung zu befürchten gehabt, sei diese Versammlung möglich gewesen, und da für das zweite Jahr Lübeck gewählt, so zeige sich doch die so oft bezweifelte Bedeutung der freien Städte für öffentliches Leben im wahren Lichte. Von Lübeck werde man nach Bremen und Hamburg gehen, um bei Frankfurt wieder anzufangen, und so die Germanistenversammlungen mit all dem Segen, den sie für Deutschland haben würden, zu einem Privilegium und Verdienst der freien Städte machen. Wie sehr die Frankfurter das ihnen widerfahrne Heil zu schätzen verstanden, gehe aus den Festen und besonders aus dem Umstande hervor, daß ein Banquierhaus, dessen gegenwärtige Inhaber den Wissenschaften bisher sehr fern geblieben, die vielen großen Männer so glänzend bewirthete, von dem Festessen im Weidenbusch nicht zu reden, wo Jeder mehr als zwei Flaschen Champagner getrunken.“ — Andere widersetzen sich diesem Lobe und machen dagegen geltend: „So gut es sei, daß sich die gelehrten Herren auch einmal an's Volk wendeten, so sehr man berechtigt sei, hierin eine dem Geiste der Zeit dargebrachte Huldigung zu

erblicken, dessen Einflüsse sich sogar die Gelehrten nicht mehr ganz zu entziehen vermöchten, so sehr hätten dennoch diese Versammlungen nicht verdient, als ein großes nationales Ereigniß gefeiert zu werden. Es sei eher ein betrübendes Zeichen, daß das deutsche Volk sich bei den ungefählichsten Gelegenheiten so enthusiastisch zeige, und man müsse nur befürchten, daß der Enthusiasmus zur rechten Zeit fehlen oder daß das Feuer, welches sich in stiller und nachhaltiger Ausdauer bewähren soll, in einem kurzen Champagnerausche verthan werde. Bei Konge's und Dowiat's Anwesenheit in Frankfurt wie an andern Orten sei der Enthusiasmus wo möglich ebenso groß gewesen, und gegenwärtig das Interesse an den Deutsch-Katholiken in Frankfurt ziemlich flau, sowie ja auch die Professoren, welche vorm Jahre dem Deutschkatholicismus die glänzendste Zukunft geweissagt, jetzt, wo er grade der Unterstützung bedürfte, ihre Feder nicht mehr für ihn rührten. Ob denn die Germanisten die von ihnen behandelten Fragen vor den Augen des Volks in einem andern Sinne hätten besprechen können, als worin man sie täglich in den Zeitungen bespreche, und warum ihre Versammlungen so wenig besucht gewesen, wenn das Volk dort etwas Neues hätte erfahren können*)? Was die gelehrten Männer betreffe, so verdienten z. B. Jacob und Wilhelm Grimm ohne Zweifel Jedermanns Hochachtung, aber es sei auch ebenso wahr, daß sie mit Ausnahme der Kindermärchen nichts für's Volk oder auch nur für die Gebildeten geschrieben hätten, wenn diese nicht zugleich Männer von Fach wären. Wenn Parteiführer so gefeiert würden, wie die Germanisten hier gefeiert seien, so wisse man sich das zu erklären, aber so wirklich tüchtige und gebiegene Männer, als unstreitig zu den Germanisten gehörten, hätten, falls sie sich nicht etwa für große Männer hielten, an solchen Ovationen, als den hier erlebten, gewiß nicht Freude gehabt. Wie wenig die Mehrzahl der Germanisten im Sinne gehabt, Gelegenheit zu volksthümlichen Versammlungen zu geben, gehe auch aus der gemüthlichen Weise hervor, worin sie in ihren Trinksprüchen nur bei sich und ihren abwesenden und anwesenden guten Freunden stehen geblieben. Nicht einmal den sieben Göttinger Professoren, diesen Säulen dessen, wonach Deutschland ringe, des constitutionellen Lebens, sei ein Toast ausgebracht und die Armuth an würdigem Stoff so groß gewesen, daß sogar „die müden Beine des Dr. Euler“ hochgelebt hätten.“ — Die Uebertreibungen auf beiden Seiten fallen in die Augen; aber sie charakterisiren die öffentliche Meinung.

r. l.

*) Dies (muß der Einsender dagegen bemerken) war wohl die Schuld des Comité's, welches sein Ansehen dadurch zeigen wollte, daß es auch wissenschaftlichen Männern Eintrittskarten zum Zuhören abschlug. Es lebt hier z. B. ein so anspruchsloser, als anständiger Privatgelehrter, der Mehreres geschrieben hat und Jedermanns Achtung genießt. Er ist kein unvermögender Mann, sehr musikalisch und Mitglied des Lieberkranzes, welcher den Germanisten eins der Feste gab. Er ist zudem ein mehr als sechzigjähriger Greis. Dieser ließ sich herab, persönlich das Comité höflichst um eine Karte zu bitten. Man schlug sie ihm ab und zwar, wodurch es förmlich beleidigend ward, nach vorhergegangener Berathung.

IV.

Aus Berlin.

1.

Gut Ding will Weile. — Warum die neue Zeitung Schiffbruch litt. — Ein Gesandter. — Die älteste Schauspielerin.

Ich hatte mir am 15. October einen Bogen von dem allerfeinsten englischen Papiere und eine ganz neue französische Stahlfeder zurecht gelegt; auch rosenrothe Dinte hatte ich zur Hand — Alles war vorbereitet, um Ihnen sogleich die Nachricht zuzubeln zu können: Die Constitution ist da, die Reichsstände sind einberufen! Aber der Tag verstrich und die Reichsstände kamen nicht. Da fiel mir ein, daß, wenn auch viele Journale aus „gut unterrichteter Quelle“ die Einberufung der Reichsstände auf den 15. feststellten, viele andere Correspondenten „aus bester Quelle“ die Einberufung auf den 18. October, als dem Jahrestag des „großen Völkerglücks“ festsetzten, und so verschob ich denn meinen Brief noch auf drei Tage. Leider muß ich Ihnen jedoch heute auf gewöhnlichem Papiere schreiben, und ich glaube, meine alte zweizackige Stahlfeder und etwas klebrige Dinte kann noch lange Dienste thun. Gut Ding will Weile, und sollte man von der langen Weile, die das ewige Auf- und Nieder tauchen unseres Constitutionsplans dem Lesepublicum bereits gemacht hat, auf die Güte seines Inhalts schließen, so dürfen wir eine Constitution erwarten, vor welcher die magna carta und die charte-verité sich verstecken müssen. Einstweilen aber wollen wir von andern unverfänglichen Dingen sprechen, z. B. von der „Deutschen Zeitung“, vulgo geheimen Rathszeitung, vulgo preussisches Journal des Débats, welche gleichfalls im October hätte erscheinen sollen, aber in Folge des bekannten Dahlmann'schen Briefes sich vollständigst zurückgezogen hat. Es ist in der Geschichte der Journalistik vielleicht ein noch nie dagewesener Fall, daß ein bloßes Programm, und zwar ein ziemlich nichts sagendes Programm, so vielen Lärm erregt. In der That, unpraktischer, als sie zu Werke gegangen, hätten die Herren es nicht anfangen können. Sechs oder acht Männer, denen selbst ihre Gegner die ausgebreitetsten Kenntnisse und schriftstellerisches Talent nicht absprechen können, thun sich zusammen, um ein Journal zu begründen. Aber statt entschlossen die Hand an's Werk zu legen und selbst in die Arena zu treten, klopfen sie erst an allen Thüren, schicken eine Musterkarte herum und bitten um gütigen Beistand. Hätten die Herren Beruf zu ihrem Vorhaben gehabt, so hätten sie ihr Journal frischweg begonnen, hätten in den ersten Monaten selbst die Hauptartikel geliefert, hätten durch die That der Welt vor Augen gelegt, was sie wollen und anstreben, und die Gleichgesinnten, die ihrer Farbe Angehörigen hätten sich nach und nach sicher eingestellt. Acht Gelehrte von Ruf, von theilweise großem Rufe, sollen nicht durch ein Jahr eine Zeitung ganz allein schreiben können! Daß sie sich die Kräfte dazu nicht zutrauten, beweist eben, daß sie keinen Beruf dazu hatten, und daran scheiterte ihr

Programm wie ihr ganzes Unternehmen. Weil sie im Zwiespalt mit sich selbst waren, weil sie zu klug und theilweise zu ehrlich waren, um das conservative Princip mit allen seinen Consequenzen verfechten zu wollen, und weil sie andererseits nicht Energie und Freiheit genug haben, um den Entwicklungsideen offen als besonnene oder als entschiedene Organe zu dienen, brauchten sie der Beihilfe und der moralischen Unterstützung Anderer, um durch die Menge der Mitkämpfenden die Lücken im Feldzugs-Plane zu verdecken. Die heutige Bössische Zeitung enthält folgendes „Eingesandt“: „Möchte Niemand die Gefälligkeit haben, und das Programm wieder abdrucken lassen, mit welchem der Geh. Regier.-Rath Perk seiner Zeit die Hannoversche Zeitung eröffnet hat? Es bietet merkwürdige Vergleichungspunkte mit Demjenigen, welches der genannte Herr jetzt mit un-terzeichnet hat, und ist nicht ohne Interesse für die Entwicklung mancher Persönlichkeiten.“ Gestern begrub man hier die älteste Berliner Schauspielerin, die Wittve Fleck, nach dessen Tode sie den Musiker Schröck geheiratet hat. Madame Schröck ward im Jahre 1777 geboren und es fehlte ihr somit bloß ein Jahr zu den siebzigen. Sie war vierund-funfzig Jahre Schauspielerin! Wie viel Stücke hat die gute alte Frau wohl durchfallen sehen? — 0.

2.

Esser. — Klein. — Kraus. — Das neue Gerichtsverfahren.

Die königl. Oper gab gestern zur Feier des 15. October „Die beiden Prinzen“, Text von Scribe und Mélesville, bearbeitet von Scribe, Musik von H. Esser, über die ich Ihnen nach wiederholter Aufführung ausführlicher berichten werde. Für jetzt nur so viel, daß der Componist, derzeit Kapellmeister in Mainz, schon eine große Formengewandtheit verrieth, ohne jedoch gleichen Gedankenreichtum zu bewahren. Man nahm das Werk als Erstling eines jungen Mannes günstig genug auf, obgleich es sich, als Kunstschöpfung betrachtet, nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit erhebt. Von neuen Dramen ging gestern bei dergleichen feierlichen Gelegenheit eine uralte Schartefe von der Frau von Weisenthurn über die Breter des königl. Schauspielhauses. Eine von den Nährkornbödien, wo man nach Durchsicht des Zettels gleich weiß, wie es Alles gehen und kommen wird. Den Namen habe ich leider vergessen. Unsere Berichterstatter können nicht genug Bericht erstatten, wie sie mit dem Schlaf gekämpft haben und wie langweilig es gewesen. Desto kurzweiliger mag es in der Königstadt hergegangen sein, wo man ein poetisches Attentat an Griselidis gewagt hatte.

Ein historisches Lustspiel voll Humor und Ironie „Die Herzogin“ von L. Klein, dem Dichter der Zenobia, das ich vor einigen Wochen von ihm selber in einem Zirkel unter literarischen Freunden vorlesen hörte, und das damals zur Versendung an alle Bühnen vorbereitet wurde, ist von der königl. Intendantur unter Bedingung einiger Veränderungen und Abkürzungen zur Darstellung angenommen worden, während das ständische Theater zu Prag dasselbe remittirt hat, mit dem Bemerkten, daß die Censurbehörde die Annahme desselben untersagt habe. Ein ähnlicher Fall

hat sich jedoch auch kürzlich hieselbst zugetragen, denn als bei der Anwesenheit des Tenoristen Herrn Kraus aus Wien die Aufführung der Stummen von Portici beabsichtigt wurde, kam auf desfallige Anfrage höhern Orts der Bescheid: daß die genannte Oper unter den heutigen Umständen mißlieblich und vom Einstudiren derselben sofort abzustehen sei. Trotz dieser Beschränkungen gedeiht unsere Tagesliteratur. So brachte die neuerscheinende Zeitungshalle gestern den ausführlichen Bericht über die erste Sitzung des hiesigen königl. Criminalgerichts nach dem neuen Untersuchungsverfahren. Wenn es sich auch zuerst um ein paar gewöhnliche Diebstahlsverbrechen handelte, so erblickt der Redacteur des betreffenden Artikels doch mit Recht darin den Embryo eines neuen liberalen Rechtszustandes.

3. 3.

V.

Zwölf Sonette von Emanuel Geibel.

Emanuel Geibel, in dem wir stets einen rechten Minnesänger von altem Schlage vermutheten, beweist jetzt, daß er auf jenen schönen Titel vollen Anspruch habe, indem er sich, wo es Noth thut, ganz nach Art seiner Brüder aus vergangenen romantischen Zeiten, auch ein schönes, scharfes, glänzendes Schwert umgürtet: ein ächter Bertrand de Born. Daß er hier und da gerne in glänzenden Burgen einkehrt und sich an ihrer romantischen Pracht erfreut, und daß er den Glauben an vergangene Herrlichkeiten, an die sonst Niemand mehr glaubt, mit Gewalt festhält — ist vielleicht noch ein Beweis mehr für den romantischen Troubadour. Die zwölf Sonette, die eben so viele Schwertstreiche gegen den neuen Feind als Weckrufe und Liebesklüße für's Vaterland sind, werden gewiß das Schönste bleiben, was die angedrohte Gefahr aus deutschen Herzen zu Tage rief. Es mußte vielleicht auch grade ein Kind Lübeck's sein, das die schönsten Lieder gegen Dänemark zu singen bestimmt war, da ist es denn gut, daß sich Emanuel Geibel erhob, der für den Norden und seine Zustände und seine Poesie so viel Sinn hat und ihn in schöner südlicher Form besingt wie Keiner. So sind diese zwölf Sonette gegen Dänemark wirkliche politische Gedichte und nicht bloße politische Expectorationen und unharmonisches Gezeter geworden, wie wir an dergleichen leider Gottes schon seit Jahren gewöhnt sind. Als eine Probe, wie groß und wie poetisch Geibel seinen Stoff aufgefaßt, wollen wir nur ein Sonett, das dritte, mittheilen. Wer alle zwölf kennen will, mag sie kaufen, sie sind bei Aschenfeldt in Lübeck erschienen und kosten nur vier Groschen.

Es ist ein Ruf ins Niederland gekommen
 Vom Gau her, wo der Eider Fluten münden,
 Der jede deutsche Seele muß entzünden,
 Und war sie nie bis heut' in Born entglommen.

Vom Niederlande hat's der Harz vernommen,
Da schrie er auf aus seinen hundert Schlünden,
Dem Fichtelberg die Botschaft zu verkünden,
Der rief den Alpen sie, vor Grimm beklommen.

Die Alpen sandten sie nach Ost und Norden
Mit Rhein und Donau, die im Bogenbrande
Wie Hornesäbern schwohlen aus den Borden.

Nun wissen's schon die Kinder weit im Lande,
Und alle Stimmen sind Ein Schrei geworden,
Ein Schrei nach Sühne für so große Schande.

MH.

VI.

Sebbel's Maria Magdalena auf der Bühne.

Leipzig, den 24. October.

Das Leipziger Theater hat das Verdienst einer Dichtung, deren seltene Schönheiten bisher bloß in literarischen Kreisen gewürdigt wurden, zu ihrem Recht: zum vollen Leben der Darstellung verholfen zu haben. Dies Verdienst ist ein reelles, weil die Direction sich der Gefahr aussetzte, beim Mißlingen des Stückes von allen prüden Splitterrichtern sich angeklagt zu sehen, ein solches Thema vor den Augen frommer Christen zur Schau gestellt zu haben. In der That ist die Haupthandlung des Stückes aus einem Stoff so delicateser Natur gewebt, wie er auf deutscher Bühne noch nicht gewagt wurde. Ein schwangeres Mädchen, welches verlassen von dem Bräutigam und die Entdeckung ihres Geheimnisses von den strengen Aeltern fürchtend, sich selbst den Tod gibt, ist der Mittelpunkt, die Heldin des Dramas. Dieser Stoff mag dem Einen zu einfach, dem Andern zu unsittlich scheinen: diese „einfache“, „unsittliche“ Geschichte ist nichtsdestoweniger eine der merkwürdigsten Productionen deutscher Dramatik, und die deutsche Literatur hat seit Goethe's Hermann und Dorothea wenig Erzeugnisse, in denen die Charaktere mit solcher tief psychologischer Wahrheit, mit solcher plastischen Individualisirung gezeichnet sind. Allerdings ist andererseits das Drama Maria Magdalena ein vollständiger Gegensatz zu Goethe's heiter lieblichem Idyll. Hier ist Alles düster; der wüthlerische Poet hat sich ganz in die Nachtseite des Lebens vergraben. Von der Mutter, die gleich im ersten Acte vom Schlag gerührt wird, bis zur Tochter, die am Schlusse sich in den Brunnen stürzt, brechen fast alle diese Menschen physisch oder moralisch zusammen. Und darin liegt die Hauptsünde des Dichters; alle Fenster und Zugänge seiner Dichtung sind mit schwarzen Tüchern behängt, nirgends eine versöhnende Aussicht ins Freie, Helle, Erlösende. Es weht eine Stroccolust in dieser Schöpfung, die Alles niedersengt. In diesem Stücke siegt Niemand — Alles unterliegt! Mit Recht schließt der alte Meister Anton mit den Worten:

„Ich verstehe die Welt nicht mehr“ — die Welt, in der nur Pein, nur Fall, nur Unglück, nur Nacht ist, wäre auch nicht verständlich!

Wir gehören nicht zu den Prüden, die an den „interessanten“ Umständen der Heldin großen Anstoß nehmen. Wie gefährlich auch dieses Thema ist, wie haarscharf auch die Grenzen sind, deren leiseste Ueberschreitung ins Widerliche führen würde, die Gewalt eines wahrhaft poetischen Geistes hat diese Gestalt mit dem Instinct einer Somnambulen auf die äußersten Spizen geführt, ohne daß sie stürzt. Der Charakter der Maria Magdalena ist wahr vom ersten Wort bis zum letzten; aber Wahrheit ist noch nicht Schönheit, und mit dieser Kraft zu gestalten, hätten wir dem Dichter ein edleres Material gewünscht. Nicht die „Gefallene“ ist's, was uns peinigt, sondern die Art ihres Falles. Maria Magdalena ist nicht wie Gretchen ein Opfer unendlicher Liebe, ein Resultat naiver Unerfahrenheit, sie ist das Opfer einer bornirten Gutmüthigkeit. Sie hat sich ihrem Bräutigam hingegeben, den sie nicht liebt, sie hat sich ihm an dem Abende hingegeben, an welchem sie ihren Jugendgeliebten wiedersah, sie gab sich hin, um die Eifersucht, die Vorwürfe ihres Bräutigams zu entwaffnen und nicht einmal sinnliche Aufregung hat sie überrascht — „sie war kalt!“ — Alle diese Motive sind psychologisch wahr, aber sie schließen die sittliche Idee aus. Maria Magdalena ist unsittlich, nicht in dem gewöhnlichen Polizei- und Kaffeeklatschbegriff, sondern im Sinne der höhern Moral. Ihr Bräutigam hat sie betrogen, aber sie hat ihn noch früher betrogen, sie hat sich seinen Armen überlassen ohne Liebe, im Momente, wo ihre Seele mit einem Andern sich beschäftigte, gönnte sie ihm den Preis, der ihn von ihrer Liebe überzeugen sollte! Die Kindesmörderin Gretchen, die einem mit zauberhafter Schönheit und geistiger Gewalt begabten Mann in der ganzen Trunkenheit eines unerfahrenen Kindes sich hingibt, ist sittlich, aber Maria Magdalena ist durch und durch Verstandesweib, selbst in dem Momente der höchsten Vergessenheit hat nicht das Gefühl sie übermannt, sondern nur Nachgiebigkeit aus halben Verstandesgründen. Maria Magdalena ist mathematisch wahr — Gretchen aber ist's poetisch. Dieser wunde Punkt, im Charakter der Hauptperson, wird dem Stücke bei dem großen Publicum, dessen conventionelles Sittlichkeitsgefühl schon bei der bloßen Behandlung eines solchen Themas Convulsionen affectirt, von starkem Nachtheile sein. Der höhern Kritik, dem tiefer Eingehenden auf das Genie eines Poeten wird er jedoch die Freude an der außergewöhnlichen Gestaltungskraft des Dichters nicht verkümmern. Man muß bedauern, daß die Caprixe des Goldschmieds grade eine Kohle wählte, um sie mit der wunderbarsten Goldfassung zu umgeben, und nicht lieber einen vollen Diamant in seinen Ring gesetzt hat, aber man kann darum nicht anstehen, den Meister für einen Cellini zu erklären, wenn man die Lebenswahrheit der Gruppen, die Harmonie und den Geist ihrer Anordnung betrachtet. Was diesem Trauerspiele vor Allem einen großen Werth verleiht, das ist die Wahrheit seines Pathos. Da ist nichts Erborgtes aus den Ueberresten der romantischen Schule, kein declamatorisches Gas zur Füllung der hohlen Situation, es ist auch nicht der Iff-

land'sche Jammer, dem man gleich im ersten Acte durch eine Collecte von so und so vielen Thalern ein Ende machen könnte, es ist der wirkliche Conflict unserer Familienzustände, die Schilderung wahrer, dem Leben abgelauschter Verhältnisse. Kein Bild, keine Phrase, schweift über den Horizont dieser kleinbürgerlichen Stube hinaus und doch ist es eine wahre und ächte Tragödie im großen Style, wenn auch mehr von Rastermessern und Polizeidienern, als von hochklingenden Schwertern und Königen die Rede ist. Die Gestalt des Meisters Anton würde jedes Goethe'sche oder Shakspeare'sche Drama zieren. Ueberall ist das ächt Menschliche dem Dichter zur Seite, seine Lieblinge, seine Helden, wie seine Teufel tragen nirgends Masken, werden nirgends zur Frage — es sind wahre menschliche Antlitzte ohne Schminke und Puder. Ueberraschungen und läche Intriguenwendungen darf man freilich in dem Stücke nicht suchen. Im Gegentheil: gegen die theatralischen Dekonomiegesetze vergeht sich der Dichter dadurch, daß er die überraschendste Wendung und die größte Leidenschaftlichkeit gleich am Schlusse des ersten Actes eintreten läßt. Und doch fesseln die beiden folgenden bis zum letzten Athem der Handlung. In jeder Scene drängen sich die zartesten psychologischen Züge, von denen manche dem gewöhnlichen Zuschauer allerdings entchlüpfen. Der reiche Kaufmann mit seiner eiteln Scham: man könnte in der Stadt wissen, daß seine Frau wahnsinnig sei — welch einen Contrast bildet er gegen die wirkliche Schande, die er in die arme Familie gebracht und gegen die größere, die ihr noch bevorsteht. Aber solche Nuancen sind wie zufällig und absichtslos von dem Dichter hingeworfen, und das Publicum ist gewöhnt, derlei Dinge faustdick unter die Nase geschmiert zu bekommen, ehe es darauf merkt. Nichtsdestoweniger war der Erfolg dieser Vorstellung, an welche keine deutsche Bühne bisher sich wagen wollte, ein entschieden günstiger. Die Frauen haben ein Wischen die Köpfe geschüttelt und die Familienväter haben bedauert, ihre siebzehnjährigen Töchter mitgebracht zu haben. Nun, so möge man sie das nächste Mal zu Hause lassen, sie können ja mittlerweile die *Mysteres de Paris* und *Moustache* von Paul de Kock lesen!*)

*) Den Schauspielern, die in dem Stücke mitwirkten, gebührt das vollste Lob für ihre Leistungen. In erster Reihe Herrn Marr und Fräulein Unzelmann. Marr hat in Meister Anton eine jener Gestalten geliefert, die sich der Phantasie unauslöschlich einprägen. Fräul. Unzelmann, die immer entschiedener als eine der ersten Künstlerinnen deutscher Bühne sich kund gibt, gab die Titelrolle mit einer Wahrheit und feinen Nuancirung, wie sie bei einer solchen delicaten Aufgabe doppelt schwer und daher doppelt anererkennungswürdig ist. Die Herren Wagner und Richter dürften zum Vortheile des Ganzen ihre Rollen tauschen. Doch thaten Beide Alles, was in ihrer Individualität lag, um der Dichtung Harmonie und Geltung zu erringen. Das Ensemble war der besten Bühne würdig.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.